

Unser Freund Pilo

Erzählt von Bernhard Schulz

Pilo war in unserem Dorf der Vertreter des sehr achtbaren Gewerbes der Schuhmacher. Schuhe wurden „von Hand“ gemacht: Es gab damals noch keine Läden mit plüschbezogenen Hockern, aufgeputzten Verkäuferinnen und Regalen voll modischen Schuhwerks. Wohlverstanden, ich habe nichts gegen Plüsch und Putz und Mode, ich will nur klarstellen, daß ein Schuhmacher in jener Zeit ein guter Mensch war, dem man warme und trockene Füße verdankte, und das war wichtig in den Wintermonaten.

Pilo hieß gar nicht Pilo. Die Dörfler nannten ihn so, weil in seiner Werkstatt eine emaillierte Reklametafel hing, die den Gebrauch eines Schuhputzmittels namens Pilo empfahl. Wenn meine Mutter einmal selbst die Werkstatt des Meisters betrat, um Schuhe zum Besohlen abzugeben, dann sagte sie: „Guten Tag, Herr Vossebrecker, wie geht es Ihnen?“

Herr Vossebrecker antwortete, daß er zufrieden sei, von einem bißchen Rheuma in der linken Schulter abgesehen, und nun sei ja auch der Herbst gekommen. Er wies mit dem Hammer

auf die Regale hin, die bis an die niedrige Decke vollgestopft waren mit reparaturbedürftigen Stiefeln.

Von dieser Stunde an, in der es Herbst geworden war, das heißt kalt und naß, hörten wir Pilo auch in den Nächten hämmern und klopfen. Er war jetzt derjenige, der zeigen mußte, was er gelernt hatte und was ein tüchtiger Handwerker leisten kann. Wer einmal einen derartigen Haufen abgelatschter, angerissener und zerbeulter Schuhe gesehen hat, Paar bei Paar, der weiß, was ich beschreiben will.

Pilo saß da und klopfte und nähte und schnitt Sohlen aus mannshohen gegerbten Rindshäuten, die in einer Ecke der Werkstatt standen wie Orgelpfeifen, mit dem Unterschied allerdings, daß sie nicht tönten, sondern herrlich rochen. Geruch von frischem Leder ist von allen Gerüchen auf der Welt der aufregendste. Es ist der Geruch des Abenteurers.

Von Abenteuer indes konnte bei Pilo keine Rede sein. Er selbst, den man sich weder als Soldat noch als Jäger vorstellen konnte, trug Filzpantoffeln. Er hatte sein Heimatdorf nie verlassen. Er war nie auf den Gedanken gekommen, sich umzuschauen, wie es andere Dorfbewohner taten, die mit Feilen, Mausefallen und Besen durch die Lande zogen.

Er war ein spindeldürrer, trockener, ganz und gar humorloser Mensch. Aber er war über zwei Meter groß, so daß er beim Militär in keine Uniform und in kein Bett und letzten Endes auch in keinen Sarg hineinge paßt hätte, was ihm im ersten Weltkrieg eine Menge Ärger ersparte. Bei der Betrachtung seines Äußeren fiel auf, daß im Gegensatz zu seinem Körper der Kopf zu klein war, ein Vogelkopf, und außerdem zierte ihn eine Glatze, die blank war wie eine jener Elfenbeinkugeln auf dem Billardtisch in Spichers Hotel, das Pilo nie betreten hat.

Lustbarkeit, das gab es für Pilo nicht. Er ging nicht einmal zum Stiftungsfest der Freiwilligen Feuerwehr oder zum Gesangwettbewerb der Kirchenchöre, der einmal im Jahr stattfand, und bei dem es einen Stammtischwimpel zu gewinnen gab. Ich glaube, er kam sich für alle Gelegenheiten menschlichen Zusammenlaufs zu lang vor, einfach zu lang. Er hatte ein für alle Male damit Schluß gemacht, sich mit seiner Glatze und dem klapprigen Knochenbau in der Öffentlichkeit sehen zu lassen.

(Er wurde vom Militärdienst zurückgestellt.)

Er hatte es gern, wenn die Kinder in der Dämmerung, die ja voller Geheimnis ist, an das Fenster der Werkstatt schlichen, das nicht verhängt war, um ihn mit totenkopffähnlichen Masken zu schrecken, die sie aus Runkelrüben geschnitzt hatten. Die Maske wurde auf eine Stange gesetzt und innen mit einem Talglicht erhellt. Pilo spielte den Angsthasen, er stieß mit großem Gepolter den eisernen Dreisatz um, schrie Zeter und Mordio und Jesus, Maria und Josef und verkroch sich hinter die rindsledernen Häute in der Ecke. Es war in jedem Herbst derselbe Spaß, den die Kinder mit Pilo trieben, und er wartete geradezu darauf.

„Unser Freund Pilo kann nicht lesen und nicht schreiben“, behauptete mein Vater, „was hat es da für einen

Sinn, ihm diese alten Familienkalender zu geben?“ Meine Mutter wußte sich Familienkalender zu beschaffen, die regelmäßig von Missionsanstalten und kirchlichen Verbänden und besonders von Pfarrer Heumann, nach dessen homöopathischen Ratschlägen sie lebte, herausgebracht wurden, um sie Herrn Vossebrecker zu schenken, der sich überschwenglich erfreut zeigte. „Er schaut sich die Bilder an“, sagte Mutter, „das genügt ihm.“

Pilo wohnte in einem Fachwerkhäuschen, das eigentlich nur aus der Werkstatt und aus einem Nebenraum für das Bett bestand; seine Kleidung hing an Nägeln an der Wand. Aber das Häuschen hatte ein Vorgärtchen mit Kapuzinerkresse am Zaun entlang und mit Atern bis in den November hinein. Und hinten am Häuschen war ein Verschlag für die Ziege angebaut, die dem Meister die Milch

lieferte. „Ich habe es auf der Lunge“, hatte Pilo einmal zu meiner Mutter gesagt.

Meine Mutter war eine fromme Frau und immer darauf bedacht, Gutes zu tun, Gutes selbst auf Kosten anderer Leute. Mich, ihren Sohn, hat sie dem Schuhmachermeister Vossebrecker oft angedient, um die Ziege, die Sonja hieß, an den Wegrändern entlangzuführen, wo sie im Herbst noch ein Maul voll saurer Gräser finden konnte.

Und so sehe ich mich im Herbst immer noch mit Sonja, der Sahneziege, einem prächtigen Stück, über das sich nichts Nachteiliges vorbringen läßt, einsam unter entlaubten Apfelbäumen wandeln, im nieselnden Regen, manchmal vom Sturm bedrängt, aber auch mit dem Blick auf einen vom Abendrot verklärten Himmel, in dem sich Weihnachtliches vorbereitete.

